Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 32 (1928-1929)

Heft: 18

Artikel: Das Heidehaus

Autor: Fischer, R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670818

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Haus: First-Feusisberg. Fern aus der Tiefe winkt der See herauf. Es ist heimatliches Gelände, das der Maler hier vor uns ausgebreitet hat.

Ernst Burkhard wurde 1887 in Richterswil geboren. Von 1904 an besuchte er die Zürcher Kunstgewerbeschule und empfing dort die ersten fünstlerischen Wegleitungen. Es schien damals noch, daß er sich ganz dem Figuren= und Por= trätzeichnen zuwende. Die weitere Ausbildung übernahm München. Mit 18 Jahren zog unser Maler an die kgl. baherische Kunstakademie. Die berühmten Museen übten einen entscheidenden Einfluß auf ihn aus. Unter den großen Künft= lern war es besonders Böcklin, dessen Werken der eifrige Schüler in der Schackgalerie nachging. Studienreisen in Deutschland mit längern Aufenthalten in Dresden, Berlin und Hamburg bereicherten die vielseitigen Anregungen, die Mün= chen geboten.

Jett glaubte der junge Maler ein deutliches Ziel vor sich zu sehen. Es war die religiöse Historienmalerei, die ihn fesselte. Notwendige Vorstudien waren schon gemacht. Kompositionen wurden erwogen. Aber die nüchterne Zeit war solchen Themen nicht gewogen. Es galt, eine andere Richtung einzuschlagen.

Die Freude an der Landschaft erwachte. Die ersten Studien auf heimatlichem Boden entstanden. Neue Anschauungen schürten die Lust, sich dieser Aufgabe zu widmen. Ein paar Monate Tessin im Jahre 1918 bestärkten den Künstler im Entschluß, der Schönheit heimatlicher Gegenden sich zu verschreiben. Bald darauf wurden die ersten größern Zürichseebilder geschaffen. Seit 1920 beschickt Ernst Burkhard die Kunsthäuser der Schweiz mit kleinern und größern Werken. Schöne Erfolge sind ihm bereits beschieden gewesen. Neben der Arbeit des Malers verstummte auch nie die Musik. Der Freund des Cellos war einmal drauf und dran, sich ganz in diesem Instrumente auszubilden. Zu diesem Zwecke besuchte er im Winter 1915 das Konservatorium in Genf.

Von entscheidender Bedeutung wurde der Aufenthalt hoch im bündnerischen Flix, im Obershalbstein. Zum ersten Mal weilte Ernst Burkshard im Jahre 1925 auf dieser Alp von bestrikstender Größe. Von höchster Warte leuchten der Piz Platta, Piz d'Err und dellas Calderas hinsunter auf die grünen Weiden. Sier oben entstanden die schönsten Bilder. Und immer neue aus dieser Gegend kamen hinzu, da auch die folgenden Sommerausenthalte bis in den Herbst hinein in Flix verlebt wurden.

Freuen wir uns dieses guten heimischen Künftlers und wünschen wir ihm auf seinen fünftigen Lebensweg das Beste. Wir werden ihn und uns beglücken!

Nächtliche Berglandschaft.

Kauern Nornen, aus Dunkel gezeugf, Tief auf die schlummernde Erde gebeugf,

Lauschen und lauschen dem Pulsschlag der Zeif, Wächter am Tore der Ewigkeit.

Stille flutet unnennbar groß, Welten bergend in ihrem Schoß.

Quellen raunen verborgen am Grund, Räfsellaufe aus Gotfes Mund

Rudolf Sägni.

Das Keidehaus.

Wanderstizze von R. Fischer.

Die Landstreicher (Kumpel) erzählen sich von der winterlichen Heide viel absonderliche und grausliche Geschichten. Sie laufen alle wie Wege in denselben Eingang: den Tod! Als ich noch im Hamburger-Hafen mit den Pitschkummeln (vagierende, herrenlose Seeleute) auf den Schleppern schlief, bezweifelte ich ihre schauer-lichen Heide-Anekdoten; ich ahnte aber hinter ihnen einen andern, viel tieferen und verschwiesgenen Grund.

Ich habe die Heide im Winter durchwandert

und weiß, wodor sich die Kumpel so tierhaft fürchten: Das ist die weiße, unsäglich mondene Einsamkeit, die ewige Wiederholung von Fläche, verkümmertem Wald und einsamem Heidehaus, eingebettet in den unerträglichen, kristallklaren winterlichen Grundakkord: den Schnee! Alleinsein: Namenlose Qual! Heide: Gefängnis der Unendlichkeit mit fliehenden Wänden, mit dunstigen Horizonten, die in sich selbst ertrinken. Du hast keinen Begleiter. Selbst dein Schatten ist gestaltlos geworden



Zwischen Altenbach und Sternen.

und gleitet als farbloser Schemen neben dir her. Und du hörst nichts als den schreienden Schnee unter deinen Füßen und das scheuernde Knistern deiner gefrorenen Kleider, und hinter dir her schleppt sich unsäglich mühsam die endslose Kette deiner eigenen Fußstapfen. Wintersliche Heide: Monotonie von Schnee! Von förnig knirschendem, von zärklicheweichem, von gelbsverdorbenem und hellem, klimmerndem Schnee. Oft kauert ein karger Virkenbestandschlotternd in einem großen, aufgewehten Schneehausen, oft macht eine abgeblasene Halbe einen krummen Vuckel, um sich vor dem rauhen Winde zu schützen, zumeist aber wellt und weht eine unendliche Fläche in den dunstigen Horis

zont.
Die Kumpel wissen das in ihrem sicheren Instinkt, und sie hüten sich davor wie vor der großen Gefahr: dem Hunger oder dem Tode! Weil ihnen aber die farblose Leere, das Grauen unerträglich wäre, bekleiden sie das furchtbare Nichts mit einem phantastischen Mantel von Todeslegenden.

Ernst Burthard: Vorfrühling.

Das war nun der dritte Tag, daß ich die frierende Heide durchwanderte, und noch hatte ich nicht in einer bewohnten Behaufung geschlafen. Mein Schlafsack war steif vor Kälte und überstandenen Strapazen und hing voller Halme und Staub und Fasern vom letzten Unterschlupf. Das Alleinsein hatte ich überstanden. Es machte mir verteufelt Spaß mit all und jedem Ding zu plaudern, das mir begegnete, und sei es nur ein rostrotes, zerbrochenes Sensenblatt, das schräg und komisch gehakt wie ein Schnabel in einem verwehten Gestrüppe steckte. Am meisten aber sprach ich mit mir selbst und mit meinen sieben Sachen.

Wieder brach der Abend mit derselben übersaschenden Plötzlichkeit herein, wieder wurde der dämmernde Himmel eigentümlich trüb und mischfarbig und blähte sich, wie eine zitternde Schweinsblase über der nachtenden Gbene. Ich stapfte unverdrossen fürbaß durch den knirschensben Schnee und überlegte, ob ich wohl noch eine Weile wandern sollte, um vielleicht doch irgend eine Hütte aufzustöbern, oder ob ich bei der

nächsten Baumkoppel Halt machen wollte, um bei einem kleinen Feuer mein karges Nacht= mahl zu bereiten. Die kalte Schneeluft trieb und wehte in schweren Schwaden über den verklammten Boden. Die Heide fror und dampfte schlotternd in die Dunkelheit... Bellt ein Hund, bellt, bellt wie verrückt und zerrt an einer Rette, die ich nicht sehen kann, deren Knir= schen und Knacken aber mich beträchtlich beun= ruhigt. Fenster blinken auf, ein scharfer Dach= giebel springt unversehens aus der Dunkel= heit... ein Haus! Frgend wer schlurft unter die Tür. Eine grobe Stimme fragt verwundert in die Dunkelheit: "Nuu, was is los?" Ich tauche in den Lichtstreifen der Fenster und bitte um Nachtlager. Der Bauer versteht mich nicht, denn der Sund bellt wie beseffen und springt fortwährend gegen mich an. Die Rette reißt ihn brutal zurück. Schließlich heißt mich der Bauer hineinkommen. Seine ausgetretenen Holzpantinen schlurfen verdrossen vor mir her durch einen niedrigen Flur mit massiver Holz= pflästerung und dunkelnden, bauchigen Wänden. Ein unerwartetes Knie, eine Türe und dicht daneben eine derhgezimmerte Leiter als Trep= penaufgang.

Die ganze Familie sitt in der Küche am Kamin. Die beiden Frauen haben sich eine Stabelle mit einem großen Holzbecken herangerückt und erlesen Erbsen. Ein schmächtiger, rostblonder Mann sitt rittlings auf einem Holzpflocke und schnitzt an einem Gerät. Vor einer niedrigen Kammertüre hängt ein Korb an dier bunten Garbenseilen und ist in steter, leise schaukelnder Bewegung. Aus dem Korbe dringt ein vergnügliches Schmatzen und Schlucken. Ein Kind.

Wie ich mit dem Alten hereinkomme, mustern mich zwei Frauen mit schnellen, mißtrauischen Blicken, in denen versteckte Neugierde lauert. Der Alte heißt mich meine Sachen ablegen und schiebt mir mit dem Fuße eine Stabelle zu.

Der Rostblonde streift mich mit einem eigentümlich toten, belanglosen Blicke, schnitzt und beginnt leise zu pfeisen. Der Alte schraubt die große Petrollampe auf dem Tische etwas höher, sett sich schwerfällig mir gegenüber auf die Vank und betrachtet mich mit aufgestützten Ellbogen eingehend und ungeniert. Er hat ein eckiges, verwittertes Gesicht mit kleinen tiefliegenden Augen. Ein buschiger Schnauz und struppiges Haar decken Stirne und Kinn. Seine Haut ist gelb und hart und zäh wie Leder.

Der Alte fragt mich umständlich, woher ich fomme und wohin ich gehen wolle. "Von Ham= burg in die Schweiz!" "Wat, in die Schweiz willste?" fragt mich der Alte ungläubig. Der Rostblonde horcht auf und grinft. Ich erkläre dem Alten, daß ich soweit ganz gerne wandere, daß ich aber auch kein Geld habe und darum zu Tuß in die Schweiz, meine Heimat, zurückteh= ren wolle. Hm..., der Alte kaut eine Weile, dann fragt er wieder: "Wat biste vons Ge= werb?" Ja, was war ich nur? "Maler", sag' ich und lache. "Hm..., so, so..., schlechte Zeiten wat, für die Malerei. — Wat verdienste denn bei euch heroben in die Schweiz?" Da überfällt mich der Rumpelteufel, die Flunkerei, und ich schwatze ihm alle blauen Wunder vor, die er hören will. Die beiden Frauen arbeiten fleißig weiter, als ob sie unsere Unterhaltung gar nicht hörten und keine Meinung hätten und kein Interesse, als ihre Arbeit: die Erbsen. Ein graues Gestrüpp, wachsen die wirren Erbsen= ranken aus ihrem Schoß, klettern um ihre Knie und tasten sich tierhaft bis auf den dunklen Die derben Hände arbeiten Fliesenboden. gleichmäßig, dauerhaft, mit verblüffender Selbsttätigkeit. Die guten Erbsen füllen all= mählich das große Holzbecken auf der Stabelle, die geringen und wurmstichigen aber werden in den Futtertopf für die Schweine gewor= fen ... Vor den beiden Frauen schaukelt in un= begreiflicher Rhythmik der flache Wiegenkorb unabläffig hin und her. Da bemerke ich erst eine Schnur, die vom Korbe herabfällt und unter dem im Gleichtakt bewegten Rocksaume der alten Frau verschwindet. Nach einer Weile schreckt mich der Alte wieder aus meinen Be= trachtungen auf. "Biste hungrig, wat?" Ja, das war ich. Die junge Frau steht auf, wischt sich die Erbsenranken von der Schürze und langt aus der Kamin-Nische einen verrußten Henkeltopf. Sie leert mir einen tüchtigen Schuß Suppe in einen Napf und stellt mir den auf den Tisch, dann holt sie mir noch einen Holz= löffel und ein Stück Brot aus der Lade. Ich mache mich über meinen Napf her, löffle die Erbssuppe, fische mir die famosen Speckbrocken heraus, kaue und schwatze fast gleichzeitig und bin verteufelt vergnügt. Die junge Frau be= obachtet mich aus den Augenwinkeln. Wie ich sie aber ansehe, schlägt sie die Augen nieder auf ihre Arbeit. Ich erzähle dem Alten von der Schweiz, dem Wunderlande, wo es so schön sei und die Leute so lieb, das Essen so aut und das



Ernft Burthard: Firft-Feufisberg.

Logis so billig und wo sogar die Polizei zuvor= kommend sei, ja wirklich überaus freundlich und wohlwollend. Der Alte schluckt meine Flunkereien so rasch und vergnüglich wie ich seine Erbssuppe. Er ist sehr neugierig, will all und jedes wiffen, und ich gebe ihm Auskunft... so viel er will. Endlich horchen sogar die beiden Frauen auf, und die Alte fragt mich von Zeit zu Zeit ein Stück. Da nehme ich mich dann immer gewaltig zusammen. Der Rostblonde aber hört so halbwegs hin, schnitt und grinst geringschätzig. Mein Napf ist ausgelöffelt. Der Alte stellt ihn weg und ich zeige ihm meine sie= ben Sachen, zuletzt sogar meine Malschachtel und mein Zeichenbuch. An dem hat er am mei= sten Spaß. Ich habe in Hamburg viel gezeich= net, im Hafen und in St. Pauli. Die Pitsch= fummels habe ich porträtiert und den versoffe= nen Wirt aus dem "Groten Pott". Die Schlep= per habe ich abgezeichnet und die großen Schiffe und die alten Häuser und Speicher und Vinten am Hafen. All das ist luftig gekritzelt und bunt bemalt. Der Alte hat eine unsinnige Freude an meinen krummen Karrikaturen und harmlosen Kritzeleien. Ein paar Häuser kennt

er, die ich gezeichnet habe und den Wirt, den dicken Albert aus dem "Groten Pott" am Hafen kennt er auch, denn er ist früher Steuer= mann gewesen. So macht ihm all das verteufelt Spaß, er taut auf und erzählt mir allerlei alte Geschichten aus der Hafengegend. Zuletzt kommt eine Seidelandschaft, mit der typischen Baumkoppel, einer alten, eingeschneiten Karre und einem schweren, grauen Himmel darüber, den ich liebevoll hinschraffiert und gewischt habe. "Nee, kiek mal an, Anne, 3' Heidenmoos had er abgemalt". Der Alte steht auf und bringt sei= ner Frau mein Skizzenbuch. Die hält es vor= sichtig, etwas ungeschickt und weiß nicht so recht, was sie mit dem Ding anfangen soll. Der Alte rückt sich eine Stabelle heran, beugt sich über sie und findet immer wieder was Neues in seinem Heidenmoos. Seine Karre kennt er, die er hat stehen lassen, weil sie ganz mürbsch gewesen sei, und den frischen Baumstumpf kennt er, wo er im vorigen Jahr den großen Baum gefällt hat, weil er Bretter gebraucht hat für den Schafstall. Dann blättert er weiter nach vorn und erklärt der alten Frau meine Hafenzeichnungen. Indessen habe ich mich an den Wiegenkorb her= angemacht, der jetzt stille steht, da die Alte mein Zeichenbuch ansieht. Aber ich kann nicht recht hineinsehen, der Korb hängt zu hoch. Die junge Frau steht auf und bastelt etwas am Kamin-rand. Der Korb senkt sich langsam und lautlos wie ein Lift. Ich bin verblüfft, schaue hinauf und sehe an der dunklen Decke eine kunstvolle Einrichtung aus Fadenspulen, Holzklötzchen und Schnüren. Bauerntechnik!

Die junge Frau lacht über meine Verwunde= rung. "Det had dr Schoseph gebastelt" und weist schrägüber auf den Rostblonden. Der zieht sein Messer sorgfältig auf einem Steine ab und knurrt etwas, das nicht sehr liebenswürdig flingt. Der Aleine im Korb hat eine fürchter= liche Runzelstirne. Auf dem sonst kahlen Röpf= chen fleben unfäglich fläglich ein paar spärliche, schwärzliche Härchen. Er hat sich zusammen= gekugelt wie ein kleines Tier und schläft mit an= gezogenen Beinchen und fleinen, geballten Fäusten, die er hart an die überhitzten Backen preßt. Er sieht furchtbar komisch aus, ein Bündel geballter Trotz und kindischer Zorn. "Wie alt ist er?" frage ich leise. "Drei Monet . . . " "Was hat er für Augen?..." "Blaue..." Ich schaue ihr ins Gesicht, sie hat große, tiefblaue Augen. "Wie Eure?" — "Nee, heller . . . die von Ladern!"

"Nu, weste Loore, mid den Kerl kannste nich dicke dun, Maler is er gewef'n akurat wie der, s' Maulwerk had er ghabt und malen had er konnt, dein Konterfei had er gemalt un sein eigenes, n' klenen Moritz da in Korb. Aber wech is er dann nach Amerika, dr fein Herr, dat war 'n Fressen." "Schoseph!" — Rasch steht die Alte auf und haut dem Rostblonden eine ge= waltige Ohrfeige runter, daß mir wind und weh wird nur vom Zusehen. Zugleich aber springt die Schnur an, der Korb fippt, und ich habe ge= rade noch Zeit den Kleinen aufzufangen, der fürchterlich brüllt, vor Wut so brutal geweckt zu sein, vor Schreck über den Kall und vor Anast über das fremde Gesicht, das er nun so furcht= bar nah über sich sieht. Die junge Frau nimmt mir den Kleinen aus den Armen, wiegt ihn beschwichtigend hin und her und redet ihm zu: "Nu, nu, Moritsche s' is gud, s' is gud."

Indessen ist der Alte aufgestanden, breit und bedrohlich wie ein Gewitter und geht langsam auf den Rostblonden zu. Der steht gebückt und trotig wie ein Röter, der noch unschlüssig ist, ob er lossahren und beißen will, oder ob er sich nicht klüglicher zurückziehen soll. Der Alte geht dicht an ihn heran und sagt nichts weiter

als: "Raus!" Und er sagt es nicht einmal sehr laut, aber mit jener eigentümlichen Betonung, die keinen Widerspruch erlaubt. Und der Rost-blonde gehorcht. Er rafft sein Schnitzgerät zussammen, schiebt es in die Rocktasche und geht hinaus. Man hört das Knarren der Leiter, das Kreischen einer Falltüre, schwere Schritte dicht über der Decke, ein Schieben und Rucken, dann wird es still.

Eine seltsame Verlegenheit ist zwischen uns gefallen, eine keusche Scheu, die die Augen senkt und die Sände nach einer Tätigkeit suchen läßt. Ich habe mich zur alten Frau gesetzt, um ihr bei den Erbsen zu helfen. Sie schiebt mir die Sta= belle mit dem Holzbecken zu und gibt mir furze, halblaute Weisungen. Die junge Frau steht dicht vor dem Kamin, sie wiegt den Kleinen sachte hin und her und starrt ins Keuer. Der Alte aber hat sich seine Zitter hervorgeholt und beginnt sie in rührender, umständlicher Sorgfalt zu stimmen. Seine derben, knochigen Fin= ger laufen unglaublich schnell, in verblüffender Sicherheit die Saiten hinauf und hinab, verfol= gen sich in schwirrenden Läufen, überholen und freuzen sich in zitternden Tremolos, sind unfaß= lich, fremd und eigenmächtig wie kleine Tiere. Und die Zitter dröhnt. Sie schüttert in schwe= ren Bässen und herben Aktorden, die mich um= branden wie ein zorniger Wald. Ich habe nicht gewußt, daß eine Zitter singen kann, so singen fann: stark, tief, unmittelbar.

Mitten hinein in das Rauschen der Zitter fällt auf einmal ein jämmerliches Seulen, ein unsäglich flägliches Betteln und Jammern, dershalten und stoßweise, das sich allmählich zum tobenden Kreischen steigert. Dann schrillt etwas, eine Kette klirrt und schleift, hastige Pfoten tappen durch den Gang, die Tür wird aufgesstoßen, und herein trollt sich ein nasses, zottiges Ungetüm: Kober, der Hund.

Mitten in der Küche bleibt er stehen, blinzelt etwas unsicher zum Alten hinüber, dann aber macht er sich an die Bäuerin heran, stößt seine seuchte Schnauze grüßend an ihrer Schürze herum, wittert leichthin zu mir und legt sich endlich zu ihren Füßen.

"Rober, kum her!" Der Alte ruft. Kober dreht den Kopf ein klein wenig, hebt das eine seiner langen, strähnigen Ohren, schielt darunster weg zum Alten hinüber, wedelt entschuldisgend und bleibt. "Willst kume!" Das gilt. Kober steht auf und trollt sich mit verlegener Schnauze zum Alten. Der gibt ihm einen kleis

nen Klapps, löst die zerrissene Kette und krault ihm das gelbe, struppige Fell. "Loore, hast noch e bische Supp für de Kober?" Die junge Frau bettet den Kleinen in den Korb, holt einen Blechnaps vom Brett, gießt Suppe nach und stellt ihn auf den Boden, dann geht sie mit ruhigen Schritten quer durch die Küche und schließt die Tür. Kober aber macht sich über die Suppe, schielt mißtrauisch zu mir hinüber, witztert, lappt und knurrt mich an.

Am späten Abend, da die Erbsen erlesen sind, das Gestrüppe verbrannt und der Boden gewischt, sitzen wir alle am Tisch um die Lampe herum und trinfen schwarzen Kaffee. Der Alte hat ein Spielbrett vor mich geschoben, und so spiele ich Neunemal, trinke Kaffee und schwate, was mir eben einfällt und Spaß und Vergnügen macht. Zwischendurch erfahre ich dann auch die Geschichte von der Loore, die ich eigentlich schon weiß und die so einfach, groß und rüh= rend ist wie alle ähnlichen Geschichten. Die Loore zeigt mir sogar das Porträt, das der große Morits von ihr gemalt hat. Es ist etwas steif, aber sehr fleißig und liebevoll gemalt; es gefällt mir wohl, und die Loore freut sich sicht= lich, daß es mir gefällt, und daß ich auch glaube, daß der Moritz was gekonnt hat. Dann spannt mich der Alte wieder ins Spiel, und ich verliere Partie um Partie, denn Bauernwitz ist ordent= lich schlauer und zäher als Landstreicher=Mut und Maison. Die lette Partie aber wird ge= wöhnlich lang, schwierig und hartnäckig, sogar die beiden Frauen nehmen Anteil am Spiel, und zwar hilft die Bäuerin tüchtig dem Alten. Die Loore aber steht auf meiner Seite. Sie sitzt dicht bei mir, ist sehr eifrig und aufgeregt und nimmt schließlich in ihrer fiebrigen Schaden= freude, die beiden Alten hineinzuleimen, die Steine, das Spiel und mich in Beschlag, un= merklich und widerstandslos. Und sie spielt gut, denn sie kennt die Alten und ihre Schliche wohl und weiß darauf zu antworten mit ver= wegenen Zügen. Sie spielt so gut, daß ich nichts mehr zu tun habe als die Steine so zu setzen, wie sie es sagt und haben will. Und der Erfolg schlägt ein, denn die beiden Alten kommen in harte Bedrängnis. Mir aber wird bei dem sieg= haften Spiele recht elend zu Mut. Diese junge, tapfere Frau mit dem klugen Kopf und dem starken Willen fällt in mein Blut wie brennen= des Schickfal. Ich sehe nichts mehr und höre nichts mehr.

"Se Schweizer, was is, werd der schlecht?"

Der Alte beugt sich über das Spiel und fragt mich mitten ins Gesicht. "Du heiliger Ama= däus, ganz gelbsch is er, und zittern tud er wie e Läuble," jammert die Bäuerin. Da schaut mich die Loore an, einen Augenblick nur, dann senkt sie die Augen und meint schroff: "Wird halt en Wacholderetee nötig habe!" — Wie ich mich schäme! Ich fühle förmlich, daß ich puter= rot werde, und um meiner roten Scham und zappelnden Verlegenheit die Krone aufzuseten, stottere ich etwas von einem gewaltigen Marsch, von Schnee und Müdigkeit. "Willst en Tee habe?" fragt mich der Alte freundlich, und da ich energisch den Kopf schüttle, meint er gut= mütig: "Nu, gehft halt schlafe!" Nun wird beraten, wo ich schlafen soll. In der Rüche, mei= nen die Alten, im Schafftall, bestimmt die Loore; und damit bin ich einverstanden. Ich mache mich daran, meine sieben Sachen einzupacken. "Laß das nur," meint die Loore. "Kannst dein Sack am Morge hole!" Dann ruft sie dem Hund: "Kum Kober, kum her!" Der hat sich am Kamin zusammengerollt und schläft. Er schrickt auf, streckt sich, gähnt und trottet der Loore nach, die schon draußen im Gange steht. Ich wünsche den beiden Alten noch eine recht gute Nacht und mache mich sachte hinterher.

Der Schafstall ist hinter dem Hause. Da hat der Alte geschickt das Dach verlängert, und aus den Brettern vom großen Baum im Heidenmoos hat er ein paar solide Wände gezimmert. Der improvisierte Anbau ist etwas ungefüg, aber stark und dicht und versieht seinen Zweck auß Beste.

Sogar ein Schiebefenster haben sie eingesetzt, und an der Türe, die von einem schweren Stein= gewicht von selbst geschlossen wird, erkenne ich Schosephs technisches Genie. Die Loore hat indessen die Stall=Laterne angezündet und an einem Querbalken über den hürden aufge= hängt. Aus einem Verschlage holt sie mir zwei Bündel Stroh, macht mir in einer Ecke ein Rest zurecht, breitet eine alte Pferdedecke darüber und fragt mich: "Wirst net friere?" Ich schüttle den Kopf. "Wend frierst, holft der im Gatter no e Bündele Stroh, dann kannst au e bigle under Tür stopfe, daß der Wind net rei zieht, und wenn i raus bi und di schlafe legst, machst 3' Licht aus in der Latern." Ich nicke nur. Sie nimmt noch einen Wisch Stroh unter den Arm, faßt den Kober am Fell und will zur Tür. Da halte ich sie an der Hand zurück und stottere unsinnige Entschuldigungen. Die Loore läßt

den Kober fahren, hebt mir das Kinn hoch, schaut mir scharf in die Augen und sagt mir etwas, das ich seither nie vergeffen habe: "Sör, Schweizer, mehr Kurage mußt habe!" Dann geht sie hinaus, und der Kober winselt, stößt und zwängt sich durch die Tür und läuft ihr nach. Ich aber stehe eine schöne Weile mitten im Stall und starre verdutt die Tür an, und da ich mich endlich ans Fensterchen mache, um ihr nachzusehen, ist nichts mehr draußen als Nacht und Schnee und dicht vor der Türe eine starke Spur von frischen Fußstapfen. Dann bin ich recht brav und folgfam, hole mir Stroh aus dem Gatter, stopfe die Türfugen aus, lösche sorgsam das Licht in der Laterne und krieche in mein Nest. Aber ich kann nicht einschlafen. Der ganze Abend rollt an mir vorüber, spuk= haft und phantastisch präzise. Ich suche die Zu= sammenhänge, die hinter den Menschen und Ge= schehnissen liegen, innerste Ursachen, aus denen das verworrene Gewächs der Leidenschaften wuchert und finde eigentümliche Erklärungen. Da ist vor allem der Rostblonde, der mich beschäf= tigt, seine unheimliche, verhockte Kraft, sein Er= findungsgeist und sein verrückter Haß auf die Loore und den kleinen Morits. Und worüber ich den ganzen Abend vergebens gegrübelt habe, das fällt mir nun unversehens im Dämmer des Halb= schlafes zu, wo die Gedanken nackt sind, durch= sichtig und hell wie Glas: Er hat sie geliebt, er liebt sie mit einer unsinnigen, brennenden Kraft, wie nur ein Mann ein Weib lieben kann. Ja, er liebte sie, aber... sie mochte ihn nicht. Und dann kam da irgend einer, ein Maler, ein Bagant und Landstreicher, der das Leben leicht nahm, der frisch und stark war und vor allem lachen fonnte, kam, nahm ihm die Loore und ging wie= der weg. Und die Loore liebte den Kerl trot alledem, verteidigte ihn und ihr Kind..., war stark und mutig und hatte recht. Wie er das Kind haffen mußte, das seinem Vater glich! Die Alten aber, die hatten den großen Moritz lieb gehabt und große Stücke auf ihn gehalten, und ich glaube, sie hofften heute noch, daß er einst aus Amerika zurückkommen würde als gemachter Mann und dann, ja dann, wird er die Loore heiraten!

Der Rostblonde? das Stieffind, das düstere Genie, das nicht lachen kann. Und die Loore? Ach, die war jung und stark und schön und mutig. Ganz sachte träume ich mich in die Rolle des großen Moritz, des Malers, hinein. Ich würde nicht nach Amerika gehen. Ich würde

in der Heide bleiben, bei den Alten und bei der Loore, meiner Frau. Und ich würde hart ar= beiten für den kleinen Moritz, arbeiten auf der Heide und im Haus, und die Heide würde uns alle ernähren. Zwischenhinein aber würde ich malen, würde berühmt und bekäme viel Geld in mein Heidehaus. Ich würde aber in der Heide bleiben, die stark macht und herb und würde für all mein Geld nur Vieh kaufen und Gerätschaften und für die beiden Alten das kleine Haus hinter dem Heidenmoos. Nach und nach gaukeln aber doch Amerikabilder in meine Wunschträume hinein, mischen und mengen sich, laufen unheimlich schnell und lautlos an mir vorüber, kommen immer näher und schwirren immer schneller, bis mir schwindlig wird und ich in einer großen Bewußtlosigkeit ertrinke. Ob ich wohl Besuch gehabt habe in dieser Nacht? Mein Hirn erinnert sich zwar der Ge= schehnisse nicht. Meine Augen aber wissen von einem Bild; eine dunkle, drohende Masse mit scharfer, lichtberandeter Rückenlinie und bös= artigen Augen mit einem eigentümlich toten erloschenen Blick. Mein Ohr entsinnt sich schlur= fender Schritte und des mürrischen Knarrens einer verschlafenen Tür. Dann fällt mein Er= innern in einen sichern traumlosen Schlaf. O tiefe Weichheit der ersten Morgendämmerung, die das Bewußtsein im Helldunkel traumhafter Wachheit wiegt. Licht liegt auf meinem Gesicht und weckt meine Sinne. Durch das feine Git= terwerk geschlossener Wimpern zittert Umriß einer vorgebeugten Gestalt. Loore?

Wie schlau mich der Morgen geweckt hat, durch einen winzigen Lichtstab, den er fein und beharrlich durch ein Astloch auf mein rechtes Auge stößt, dis sein Schmerzen mich weckt. Ich blinzle vergnüglich in das weiche Weben des Morgenlichtes, halte mit den Dingen meine Zwiesprachen, din sattsam faul und laß es mir wohl sein, dis mich mein Magen ärgerlich mahnt.

Das Neft hat mich übel zugerichtet. Ich klaube das Stroh und die Spreu und die Fasern aus Rock und Hofen, klopfe und bürste den rauhen Stoff und gebe mir alle erdenkliche Mühe, das Kleid sauber zu kriegen. Zuletzt aber wird mir die Sache zu dumm, ich schütte das Stroh auf, lege die Pferdedecke zusammen und trolle mich hinaus in den herben Morgen. Vor der Türe aber fährt mir etwas gelbes, derbes zwischen die Beine und legt mich die Länge nach in den tiefen Schnee. Ich presse die Beine zusammen, aber das kratzt und knurrt

und zappelt und zerrt, windet sich los und macht sich davon. Und wie ich mich endlich aufgerappelt habe und die Nase verwundert über die Schneemauer stecke, da sehe ich eben noch einen gelben Hinterteil im Karree um die untere Hausecke sausecke sausen! — Nanu!

Durch das Schneebad bin ich ordentlich wach und frisch geworden, und so mache ich mich ver= gnüglich pfeifend und bei vorzüglichster Laune in die Rüche zum Morgenkaffee. Aber die Rüche ist leer, und wie ich auch rumore, um mich be= merkbar zu machen, niemand kommt hinunter. Mein Rucksack steht breit und wohlverschnürt auf dem Tisch und ist seltsam dick und schwer geworden. Da haben mir die Alten Speck und Brot und Upfel hineingepackt, einen ordent= lichen Proviant, der ein schönes Stück reichen mag. Ich warte eine Weile. Da aber niemand fommt, suche ich mein Stizzenbuch hervor, reiße die leeren Seiten heraus bis auf die lette, wor= auf ich ein paar Worte zum Dank und Abschied schreibe. Dann schnalle ich mir den Rucksack auf den Buckel und wandere lustig in den fri= schen Tag hinein. Eine gute Viertelstunde vom Hause weg sehe ich Leute schaffen, weit drauken bei einer Baumkoppel. Ein rotes Halstuch flackert auf, eine Mütze wird geschwenkt, und ein heller Ruf läuft über den Schnee. Dann löst sich eine dunkle Form und fegt wie ein gel= ber Blitz über die Fläche, stürzt auf mich zu, springt an mir hinauf, begrüßt mich schnup= pernd und bellend. Kober, der Hund. Aber wie ich ihn streicheln will, ist er schon wieder weg und läuft draußen auf die Baumkoppel zu, von der jett scharfe Artschläge herüberwehen. So wandere ich denn fürbaß und suche mir ir= gend etwas, mit dem ich meine gute Laune beim Wandern beschäftigen kann. Da läuft mir unversehens ein Häslein über den Weg, und plötlich springt mich eine Erinnerung an, daß ich rot werde, puterrot und lache wie ein Teufel. Und so, im Lachen und Laufen improvisiere ich mir ein unsinniges Lied, zu dem ich eine noch unfinnigere Melodie erfinde.

Ubseits.

Es ist so still; die Seide liegt Im warmen Mittagssonnenstrahle, Ein rosenroter Schimmer sliegt Um ihre alten Gräbermale; Die Kräuter blühn; der Seidedust Steigt in die blaue Sommerlust.

Lauskäfer hasten durch's Gesträuch In ihren goldnen Panzerröckchen, Die Vienen hängen Zweig um Zweig Sich an der Edelheide Glöckchen, Die Vögel schwirren aus dem Kraut — Die Luft ist voller Lerchenlaut. Ein halbverfallen niedrig Kaus Steht einsam hier und sonnbeschienen; Der Kätner lehnt zur Tür hinaus, Behaglich blinzelnd nach den Bienen; Sein Junge auf dem Stein davor Schnift Pfeisen sich aus Kälberrohr.

Kaum zitterf durch die Mittagsruh Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten. Dem Alten fällt die Wimper zu; Er träumt von seinen Honigernten. — Kein Klang der aufgeregten Zeit Drang noch in diese Einsamkeit.

Theodor Storm.

Fannn, die Efelin.

Eine Begegnung. Lon Mar Sabet.

Die Menschen haben vom Esel eine sehr schlechte Meinung. Nämlich die Stadtmenschen. Diese bringen das Hauptwort "Esel" gerne mit dem Eigenschaftswort "dumm" in Zusammenshang und sind jederzeit geneigt, irgend ein Mitzglied der menschlichen Gesellschaft, das sich, wenn auch nicht durch lange Ohren, so doch durch eine "lange Leitung" auszeichnet, dem altehrwürdigen Geschlecht der Esel zuzuzählen. Nun zeigt sich aber, daß der Esel — asinus gar nicht so dumm ist, wie die Stadtmenschen glaus

ben, ja, es ift erwiesen, daß er manches Exemplar des homo sapiens an Intelligenz übertrifft. Der Esel weiß zum Beispiel genau, was er fressen soll und was nicht. Wie wenige Menschen wissen über das Problem ihrer Ernährung so genau Bescheid! Der Esel weiß, was ihm gut tut und was ihm schlecht tut. Wie viele Menschen gibt es, die das nicht wissen! Der Esel ist genügsam, bescheiden, anspruchslos, pflichttreu, fleißig und demütig — lauter Tugenden, die unter Menschen selten sind. "Der zahme Esel